

Martha.

Roman nach dem Englischen von Jenny Piorkowska.

(Fortsetzung.)

„Muß sie denn sterben?“ rief Martha ganz verzweifelt, „giebt es denn nichts, das sie retten kann?“

Die sie so fragte, wandten sich mit bekümmertem Antlitz von ihr, denn sie wußten, daß die junge Dame allein in der Welt stand, wenn die Gräfin nicht mehr war.

Martha war fast von Sinnen über den so plötzlich über sie hereingebrochenen Kummer. Gestern hatten noch Hoffnung und Liebe sie so beglückt, wie ein goldener Strahl hatte es sich, wie es schien, vom Himmel auf sie herabgesenkt. In demselben Augenblick, wo sie nur daran dachte, ihr neugefundenes Glück mit ihrer Adoptivmutter zu teilen, hatte sie ein heftiges Klingeln gehört, dann einen lauten Schrei, und wie sie und die Dienerschaft herbeigeeilt waren, hatten sie die Gräfin bleich und besinnungslos am Boden gefunden.

„Hat die Gräfin keine Angehörigen, die man benachrichtigen könnte?“ fragte der Arzt.

„Meines Wissens nicht,“ antwortete Martha, „Mama hat mir oft gesagt, daß sie keinen einzigen Verwandten in der Welt besitze.“

Als der Abend kam, bat der junge Graf seine Mutter, daß sie ihn begleite. — „Die Gräfin liegt im Sterben,“ sprach er, „und Martha hat niemand zur Seite; wir müssen gehen, sie zu trösten, Du darfst mir diese Bitte aber nicht abschlagen, liebe Mutter.“

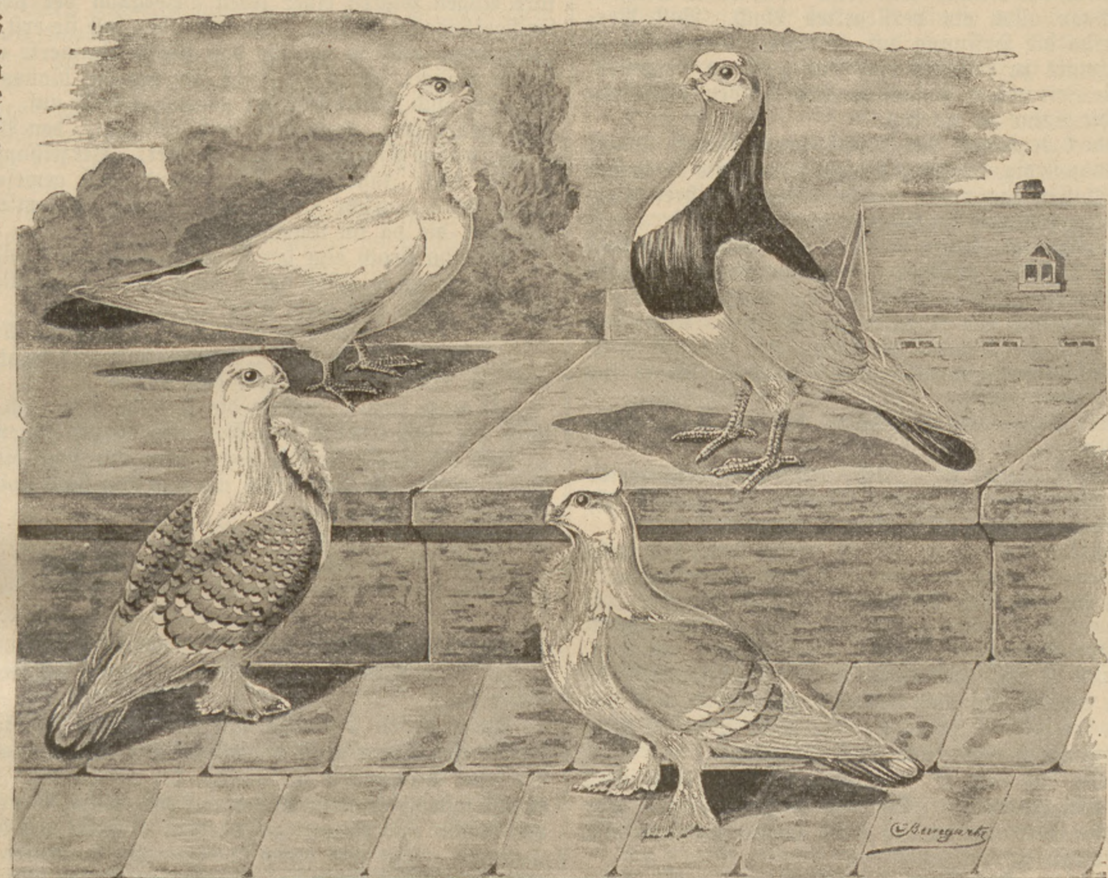
* * *

Der entscheidende Moment war gekommen.

Die Sonne war in ihrer schönsten Pracht zur Ruhe gegangen, und die abendlichen Schatten hatten sich auch schon leicht herabgesenkt, als Martha, wie sie sich über das bleiche Antlitz beugte, sah, wie die geschlossenen Augenlider und Lippen leicht erzitterten.

Die dunklen Augen öffneten sich mit einem ernsten, verwunderten Blick, der Martha ins Herz drang.

„O Martha,“ hauchte die Kranke, „was ist mit mir, mein Liebling? Muß ich sterben?“



Schwarzschwänziges ägyptisches Mövchen. Satinette.

Kurzschnäbeliger Wiener Tümmler. Bluette.

Verschiedene Taubenarten. Originalzeichnung von Jean Bungartz. (Mit Text.)

„Mama,“ stieß das zitternde Mädchen hervor, „laß mich mit Dir gehen.“

„Ich muß Dir etwas sagen,“ hauchte die Gräfin, „etwas — gebt mir Luft! Mehr Luft! Ich kann nicht atmen! Ich muß Dir von Deiner wirklichen Mutter erzählen, mein Liebling. Vielleicht that ich unrecht — aber ich hatte Dich so innig lieb — Du warst mir wie mein eigen Kind — Luft! Mehr Luft!“

Martha versuchte, die Sterbende ein wenig aufzurichten.

„Ich wollte Dir sagen, meine geliebte —“ Weiter kam die Gräfin nicht; ein plötzlicher Schleier legte sich über ihre Augen, eine fahle Blässe bedeckte ihr Gesicht und der halbaufgerichtete Kopf fiel schwer in Marthas Arm zurück.

Die Gräfin hatte den letzten Atemzug gethan.

Fast so bewußtlos wie sie, die nun für immer Ruhe hatte, ward Martha in das Nebenzimmer auf ein Ruhebett gelegt.

Wenige Minuten später kam die Gräfin von Roddeck mit ihrem Sohn und voll Bestürzung vernahmen sie die Nachricht von dem so schnell eingetretenen Tode.

„Wo ist die Komtesse?“ fragte der junge Graf, „führen Sie uns zu ihr.“

Als sie in das halbdunkle Zimmer traten, richtete Martha sich auf. Ihr müder, angsterfüllter Blick fiel auf Kurt, dann kam sie ihm mit einem lauten Schmerzensschrei entgegen; er fing sie in seinen Armen auf und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Martha, mein geliebtes Mädchen,“ hauchte er, „komm, laß mich Deinen Kummer mit Dir teilen.“

Die Gräfin stand mit überströmenden Augen dabei. Der Anblick dieses braven, einsamen Mädchens, so schön in ihrem tiefen Schmerz, rührte das Herz der stolzen Frau. Schweigend zog sie sich zurück und ließ die beiden allein, deren Liebe der Tod geweiht hatte.

13.

Gräfin v. Roddeck redete der Einsamen aufs wärmste zu, mit ihr zu kommen, aber Martha war nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen.

Dr. Abelt, der Anwalt der Verstorbenen, besorgte unterm Beistand des jungen Grafen

alles zur Beerdigung Erforderliche. Die Gräfin Scherwitz wurde in den Bergsdorfer Wäldern, wo sie den größten Teil ihres Lebens verweilt hatte, zur letzten Ruhe bestattet.

Am folgenden Tage, nachdem die Leidtragenden nach W . . . zurückgekehrt waren, fand die Eröffnung des Testaments statt.

Dasselbe war sehr kurz. Außer einigen kleinen Vermächtnissen an verschiedene wohlthätige Anstalten und die Dienerschaft war Martha die alleinige Erbin des Hauses in W . . ., der herrlichen Besitzung, der Equipagen, Pferde, Juwelen und des ganzen übrigen sehr bedeutenden Vermögens der Erblasserin. Alles war Martha zu eigen, damit zu thun, was sie wolle, ohne Bedingungen. Das Dokument enthielt nichts über ihre Adoption oder Verwandtschaft, noch auch nur ein Wort, das irgend welchen Aufschluß über Marthas Herkunft gegeben hätte.

„Ich bringe Ihnen meinen Glückwunsch dar," sprach Dr. Abelt nach Verlesung des Testaments zu Martha.

„Ach, ich wünschte nur," erwiderte diese mit Thränen in den Augen, „ich hätte ein Wort über meine Mutter erfahren."

Dr. Abelt und Dr. Greling, langjährige Freunde der Verstorbenen, waren als Vormünder Marthas ernannt, bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre war ihr ein bedeutendes Jahrgeld ausgesetzt, mit der Bestimmung, bis dahin im Schloß zu Bergsdorf zu wohnen, nur falls sie sich vor jener Zeit vermählen sollte, sollte sie sofort in den vollen Besitz ihres Eigentums kommen. Während der wenigen Tage, welche die junge verwaiste Erbin noch in dem großen, vereinsamten Hause in der Residenz verbrachte, leistete Melanie von Selten ihr Gesellschaft; bei ihr, der edlen, selbstlosen Melanie, fand das arme, tiefbekümmerte Mädchen den meisten Trost, und diese vergaß, wenn sie die Trauernde liebkoste und ihr das goldene Haar aus dem lieblichen, schwermütigen Gesicht strich, daß dieses Mädchen ihre Rivalin war, daß diese es gewesen, die ihr den Geliebten geraubt hatte. Statt der glänzenden jugendlichen Schönen, die Kurts Herz gewonnen hatte, sah sie jetzt nur ein bekümmertes, einsames Mädchen, und Martha hing an ihr wie an einer Schwester.

Gegen Ende Juni begab sich Martha mit ihrer neuengagierten Gesellschafterin, Frau Balzer, nach Bergsdorf.

In das Heim ihrer Kinderzeit zurückgekehrt, beschloß sie, unter den Briefen und Papieren der Verstorbenen zu suchen, ob sich da nicht irgend etwas finden würde, das ihr Aufschluß geben könnte. Sie suchte und suchte — aber vergebens; sie fragte die älteren Leute, die seit lange in den Diensten der Gräfin gestanden hatten, aber auch sie konnten ihr nichts sagen; nur einer von ihnen erinnerte sich einer schönen Frau, die Martha auf das Schloß gebracht hatte, vermutlich des Kindes Wärterin. Das Leben Magdalene Horsts war ihnen allen ein versiegeltes Buch. Voll Verzweiflung gab Martha die Hoffnung auf, je etwas über dieses so gut bewahrte Geheimnis zu erfahren und suchte es zu vergessen.

Schnell rückte die Zeit näher, zu welcher Martha dem Geliebten versprochen hatte, die Seine zu werden.

Der Gräfin Roddeck begegnete der Braut ihres Sohnes immer freundlich und liebenswürdig, in ihrem Herzen aber hegte sie immer noch etwas wie Unwillen gegen die, welche unbewußt ihren Lieblingsplan und Lieblingswunsch durchkreuzt hatte.

Als der Frühling kam mit seinen Knospen und Blüten, da fand die Hochzeit in der kleinen, hübschen Kirche zu Bergsdorf statt, und von all den geladenen Gästen wünschte der jungen Frau niemand so von Herzen Glück wie Melanie von Selten. Unter den Gästen befand sich auch Herbert von Kalborn, mit Freuden hatte er seines Freundes Einladung angenommen, denn er sehnte sich darnach, Melanie wiederzusehen.

Er stand an ihrer Seite, als der Wagen, der das junge Paar entführte, davonrollte.

„Die sind glücklich," seufzte er. „Ach, welch beneidenswertes Los haben manche Menschen; an Kurts Himmel ist, glaube ich, keine Wolke; mir dagegen fehlt aller Sonnenschein!"

„Ihnen!" rief Melanie erstaunt, „seit ich denken kann, hat mein Vetter stets von Ihnen als einem der glücklichsten Menschen geredet."

„Ich kann mich ja auch nicht beklagen," versetzte Herbert, „ich habe bisher gelebt wie die Blumen und Vögel, ohne mir um irgend etwas Gedanken oder Sorgen zu machen. Erst wie sich der Ehrgeiz in mir regte und es mich nach einem gewissen Schatz gelüstete, erst da fing ich an, ernster über das Leben nachzudenken, und wie ich in mich blickte, da sah ich wohl, daß ich jenes Schatzes nicht wert war. Wer gewinnen will, muß auch kämpfen."

„Warum thun Sie das nicht?" entgegnete Melanie trotz ihres inneren Kummers voll Interesse. „Sie sind zu gleichgültig. Vor allem muß ein Mann Zutrauen zu sich selbst haben, wenn er will, daß andere ihm vertrauen."

„Fräulein Melanie," rief da Herbert plötzlich, „wollen Sie einen Pakt mit mir schließen? Wollen Sie meine Freundin sein? Ein Mann ist keiner edlen Thaten fähig, wenn ihn nicht ein edles Mädchen dazu antreibt. Seien Sie meine Freundin, und nichts soll mir zu einem Versuch zu hoch oder zu schwierig sein, wenn Sie mir helfen wollen. Ich würde Ihre Freundschaft höher schätzen, als die Liebe der ganzen Welt!"

Herbert war ahnungslos davon, daß seine Worte eigentlich nichts anderes waren, als eine Liebeserklärung, und Melanie lächelte, als sie in sein hübsches von Eifer gerötetes Gesicht sah.

„Wenn Sie meinen, daß Ihnen das von Nutzen sein kann, will ich Ihre Freundin sein," sagte sie munter.

„Schön," rief Herbert und ergriff ihre Hand, „ich nehme Ihr Anerbieten an, und wenn je die Zeit kommen sollte, wo Sie eines kräftigen Armes und starken Herzens bedürfen, stelle ich Ihnen mein Leben zur Verfügung."

Diese Worte vergaß Melanie ihm nicht.

14.

Kurt von Roddeck war mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise nach W . . . zurückgekehrt.

Die junge Gräfin war so reizend und anmutig wie immer, nur besaß sie als Frau noch eine ruhige, edle Würde, die ihre Schönheit noch erhöhte, und hätten sich nicht all ihre Gedanken in ihrem Gemahl konzentriert, so hätten die Huldigungen und Schmeicheleien, die ihr von allen Seiten zu teil wurden, ihr wohl das Köpfchen verdrehen müssen.

So lebte sie wie in einem langen, köstlichen Traum. In Liebe war sie aufgewachsen, Kummer und Sorge kannte sie nur dem Namen nach. Den einzigen Schmerz, den sie je erfahren, linderte die alles heilende Hand der Zeit.

Eines Morgens schien die Sonne so hell, die Blumen standen in höchster Blütenpracht, und die Zweige der hohen Bäume neigten sich, als wollten sie Martha unter ihren Schatten einladen. Alles erschien so frisch und froh, und die junge Frau setzte einen leichten Strohhut auf ihr goldenes Haar, hing ein dünnes Tuch um die Schultern und ging hinaus ins Freie; die Thür, die nach dem Park führte, stand offen, sie schritt hindurch und den breiten schattigen Fußweg hinab.

Immer weiter und weiter ging sie, bis ihr Blick plötzlich erschrocken auf der Gestalt einer ärmlich gekleideten Frau haften blieb, die in eigentümlicher Stellung auf einem moosbewachsenen Steinblock dicht am Gitter saß. Neugierig hatte sie den Fußweg hinabgeblickt, als der erste Schimmer von Marthas hellem Kleide sichtbar wurde und die Kinder, die in der Nähe spielten, gefragt: „Wer ist die Dame dort im weißen Kleide und mit dem goldenen Haare?"

„Das ist die junge Gräfin Roddeck," hatten die Kinder geantwortet.

Da trat ein seltsamer Ausdruck in das Gesicht der Frau und ihre Augen folgten einer jeden Bewegung der großen, schlanken, weißgekleideten Gestalt. Martha aber sah sie erst, als sie ihr ganz nahe war, und da fiel ihr das tief bekümmerte und immer noch schöne Gesicht, der müde Blick der großen, blauen Augen und die Schwere und Mattigkeit der ganzen Gestalt auf. Als sie der Frau noch näher kam, stand diese auf und sagte, den Blick fest auf das junge, schöne Antlitz vor ihr gerichtet: „Verzeihung, gnädige Frau, ich bin viele Jahre von Deutschland fern gewesen, daß ich seit lange keine deutsche Blume sah. Wollen Sie mir eine der Rosen schenken, die da im Parke stehen?"

Martha brach eine der schönsten Rosen und reichte sie der Frau.

„Sie sehen so müde aus," sagte sie in freundlichem Tone, „Sie kommen wohl von weit her?"

„Ja, viele, viele Meilen weit," lautete die Antwort.

„Kann ich Ihnen sonst irgendwie helfen?" fragte Martha weiter und zog halb die Börse aus der Tasche.

„O nein, nein!" wehrte die Fremde hastig ab. „Es verlangte mich nur nach einer solchen Rose, für die ich Ihnen herzlich danke."

Und als traute sie sich nicht, auch nur noch ein Wort hinzuzufügen, wandte sie sich hastig um und war bald zwischen den dichten Bäumen verschwunden.

Verwundert schaute Martha ihr nach.

„Was für ein schönes, kummervolles Gesicht!" murmelte sie; „da steht eine ganze Geschichte darauf geschrieben."

15.

Die Zeit verstrich, und mit dem nahenden Weihnachtsfeste fanden in der Villa Roddeck große Vorbereitungen für die dazu erwarteten Gäste statt.

Unter diesen befanden sich auch Kurts Mutter und Melanie, welche ihre Tante nicht verlassen hatte, und Herbert von Kalborn, der keine Gelegenheit versäumte, der „Freundin" zu beweisen, daß er mit festem, ernstem Willen auf dem besten Wege war, ein Mann von Ruhm und Namen zu werden: er hatte mit Eifer die politische Carriere erfaßt und dabei schon manche Lorbeeren geerntet. — Ein glänzender Ball sollte das Weihnachtsfest des Glücklichen krönen.

Endlich war der sehnlich erwartete Abend da, das Rollen der vorfahrenden Wagen schien gar kein Ende nehmen zu wollen; das Schloß glich in seiner glänzenden Beleuchtung einem wahren Flam-

menmeer. Das Ganze: die auf das luxuriöseste ausgestatteten Räume, die herrlich duftenden exotischen Pflanzen, die kleinen, so melodisch sprudelnden Fontainen, die rauschende Musik, die blitzenden Juwelen und Diamanten, die schönen, frohen Gesichter — das alles glich fast einem Feenmärchen.

Die junge Gräfin in weißem Atlas und kostbaren Spitzen, mit den weithin berühmten Roddeck'schen Diamanten in dem goldenen Haar und auf dem blendendweißen Nacken, sah schöner aus denn je; selbst die stolze Gräfin Roddeck, als sie ihre Schwiegertochter so sah, fand in der allgemein bewunderten Schönheit und Anmut derselben Trost dafür, daß Melanie von Selten nie Herrin dieses alten Schlosses sein konnte.

Als Kurt mit ihr am Arme die glänzend erhellten Räume durchschritt, hörte er diese voll Freude und Ueberraschung zum ersten Male mit Wärme und Bewunderung von seiner Gattin reden. Und als sie in ein kleines, stilles Boudoir kamen, fanden sie Martha, die sich auf ein paar Minuten hierher zurückgezogen hatte.

„Ich bin müde," antwortete sie auf eine Frage ihres Gatten, „müde von Glück und Vergnügen, das Leben ist doch zu herrlich!"

Kurt lächelte, und die Gräfin, die Martha seit ihrem Hochzeitstag nicht geküßt hatte, beugte sich zu ihr herab und drückte ihre Lippen herzlich auf das schöne Gesicht, das bei dieser Berührung vor Freude erglühte.

„Du hast mich heute abend entzückt," sagte sie herzlich, „ich glaube wirklich, Du erringst Dir aller Herzen."

Dann ging sie weiter und ließ die beiden Gatten allein.

„Ach, Kurt, ich bin zu glücklich," sprach Martha, „eine einzige Sorge hatte ich: daß Deine Mutter mich nie lieb gewinnen würde. Aber jetzt weiß ich das besser, und ich hoffe, daß ich ihr einst noch ebenso lieb werde, wie Melanie."

„Noch viel lieber," erwiderte Kurt mit einem innigen Blick in das schöne Antlitz.

„Dann bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig," sagte Martha mit einem Seufzer unaussprechlicher Befriedigung.

„Ich kann nicht bei Dir bleiben, Kind," sagte Kurt, „ruhe noch ein paar Minuten, ich komme dann wieder und hole Dich."

Lächelnd begegneten sich ihre Blicke, und viele Jahre vergingen, ehe Kurt denselben glücklichen Ausdruck wieder auf dem schönen Gesicht sah.

Aus der Ferne tönten zu Martha die Klänge der Musik herüber, dann und wann von dem klagenden Ton der Winde unterbrochen, welche die Wipfel der Bäume und mit dem Schmerzensruf einer verlorenen Seele die Mauern des Schlosses umkreisten. Aber die schöne, junge Gräfin, die keine Sorge kannte, ruhte behaglich in dem kleinen, matt erleuchteten Boudoir, während der Schein des Kaminfeuers auf ihren Juwelen glitzerte und einen Heiligenschein um ihren goldenen Kopf warf.

Die Erinnerung an die Worte der Gräfin klang noch süß in ihrer Brust zurück. — Sie hätte lachen können über das traurige Klagen des Windes draußen; das war der Trauergesang von Schmerz und Weh, Not und Tod; was hatte das mit ihr zu thun, die mit einem Lächeln auf den Lippen diesen schwermütigen Tönen lauschte und dabei dachte, wie glücklich sie sei.

Da kam Friedrich, ein alter Diener des Hauses, auf das Boudoir zu; als er sich seiner jungen Herrin näherte, sah er sich flüchtig nach allen Seiten um, damit niemand höre, was er ihr zu sagen habe.

„Frau Gräfin," sprach er dann und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor, „ich soll Ihnen dies geben, ohne daß jemand davon hört oder sieht."

Hastig öffnete Martha das Billet, es war fast unleserlich, als ob die Hand, die es geschrieben, heftig gezittert hätte.

„Frau Gräfin," lautete es, „der Arzt sagt mir, ich müsse sterben; schon seit zwei Tagen ringe ich mit dem Tode, ich kann die Welt nicht verlassen, bis ich Sie gesehen habe. Wenn ich Sie nicht noch einmal sehen und sprechen kann, habe ich keine Antwort auf die Fragen, die mir im Jenseits vorgelegt werden. Auf der Schwelle des Todes flehe ich Sie an — kommen Sie zu mir — zögern Sie nicht. Und wenn Ihnen die Liebe und das Glück Ihrer Umgebung wert ist, so sagen Sie keinem ein Wort hiervon. Sie finden mich in dem kleinen, grauen Häuschen unten bei den Weiden."

„Sonderbar!" sprach Martha, nachdem sie gelesen, „wer hat das gebracht, Friedrich?"

„Frau Seidel, die unten bei den Weiden wohnt."

„Wollte sie nicht auf Antwort warten?"

„Nein, sie bat mich nur, der gnädigen Frau das zu geben, wenn niemand dabei sei."

„Es muß eine Bitte um Geld sein," dachte Martha, als sie wieder allein war. „Ich wünschte, daß, wer es auch geschrieben haben mag, mir einfach gesagt hätte, was er wollte."

Aber die seltsam feierlichen Worte: „Auf der Schwelle des Todes flehe ich Sie an," wollten ihr nicht aus dem Sinn und drangen immer durch die lustigen Klänge der Ballmusik hindurch.

„Du scheinst müde, Martha," sagte Kurt zu seiner jungen Frau.

„Nein, ich bin nicht müde," versetzte sie schnell, „nur —"

Dann stockte sie plötzlich, denn sie erinnerte sich der Worte: „wenn Ihnen die Liebe und das Glück Ihrer Umgebung wert ist, so sagen sie keinem ein Wort hiervon."

„Nur?" wiederholte Kurt lächelnd, doch sah er verwundert, daß seine Gattin errötete und die Worte ihr auf den Lippen erstarben.

Sie gab eine ausweichende Antwort und wandte sich ab. Wie gern hätte sie ihm das Billet gezeigt und ihn gefragt, was er davon halte, und doch hielt sie eine seltsame Furcht davor zurück, sie wagte nicht, dem geheimnisvollen Befehl zuwider zu handeln.

Sie war froh, als die Baronin Golzach sich verabschiedete; bald folgten auch die anderen Gäste ihrem Beispiel, und nachdem der letzte Gast das Haus verlassen, zog sich auch die Familie, befriedigt von dem herrlichen Abend, zurück.

Fast zum ersten Male floh die junge Gräfin der Schlaf. Unruhig warf sie den goldenen Kopf hin und her, und zum ersten Male hörte sie aus den Klängen des Windes den bitteren Schmerzensruf von Not und Verzweiflung.

„Dieser Unruhe muß ich ein Ende machen," dachte sie. „Vor zehn Uhr wird morgen niemend beim Frühstück sein; ich werde mich um acht Uhr ankleiden und nach den Weiden gehen. Wenn Kurt mich bemerkt, wird er glauben, ich mache eine Morgenpromenade."

Doch schon dieses unschuldige Geheimnis lastete schwer auf ihr.

Es war ein kalter, trüber Morgen, ohne einen einzigen Sonnenstrahl, als Martha sich zum Ausgehen zurechtmachte."

„Sie werden frieren, Frau Gräfin," sagte Nannette, ihre Jungfer, und hüllte sie noch in ein warmes Tuch.

„Ja, aber eine Morgenpromenade wird mir gut thun," erwiderte Martha, „wenn der Graf nach mir fragen sollte, so sagen Sie ihm nur, ich sei ausgegangen, werde aber um zehn Uhr wieder zurück sein."

Als Martha das ihr bezeichnete Häuschen erreichte, öffnete Frau Seidel ihr die Thür.

„Sie haben eine Kranke hier, die mich zu sehen wünscht?" hob die Gräfin an.

„Ja, die Frau, die zur Miete bei mir wohnt," versetzte Frau Seidel, „der Arzt meinte, sie könne jede Minute sterben. — Sie liegt oben," fuhr sie fort, „soll ich die Frau Gräfin hinaufführen?"

„Nein, bemühen Sie sich nicht, ich kann allein gehen."

Selbst als Martha die schmale Holztreppe hinaufstieg, klangen ihr die Worte in den Ohren: „Auf der Schwelle des Todes flehe ich Sie an."

Das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Auf ihr Klopfen rief eine matte Stimme: „Herein!"

Wann wird die junge Gräfin je das Bild vergessen?

Es war ein kleines, kahles, aber sauberes Zimmer, in das Martha trat. An der einen Wand stand ein schmales Bett, davor ein kleiner Tisch; in dem Ofen brannte ein helles Feuer.

Leise näherte sie sich dem Bette, und dann stieß sie einen leisen Ausruf der Ueberraschung aus. Bleich und abgezehrt, mit tiefen Schatten unter den Augen, lag dasselbe schöne Gesicht, das Martha diesen Sommer gesehen hatte; es war dieselbe Person, die sie diesen Sommer am Parkthore um eine Rose gebeten hatte. Mit brennendem Blick ruhten die großen, traurigen Augen auf ihr; die Lippen zitterten und bebten, vermochten aber kein Wort hervorzubringen.

„Sie wünschten mich zu sehen," hub Martha an, „ich fürchte, ich habe Sie erschreckt, warten Sie ein paar Minuten, dann werden Sie besser im stande sein, zu reden."

Die fieberhaft glühenden Augen schlossen sich, und schweigend betrachtete Martha das schöne, traurige Gesicht, dessen hohe Stirn von tiefen Sorgenfalten durchfurcht war.

Und seltsam, wie Marthas Blick länger darauf ruhte, kamen ihr die Züge eigentümlich bekannt vor, als habe sie das Gesicht vor Jahren in ihren Träumen schon gesehen und geliebt.

„Sind Sie Gräfin Martha von Roddeck?" hörte sie da die matte, süße Stimme weiter.

„Ja," entgegnete sie, „die bin ich."

„Sie waren das Mündel der Gräfin Scherwiz?" fragte die Kranke weiter.

„Ja," versetzte Martha ruhig, „sie war meine Adoptivmutter, ich habe nie eine andere gekannt."

Plötzlich schwieg sie, denn die Lippen der Sterbenden stießen einen wilden Schrei aus, und das bleiche Gesicht wandte sich der Gräfin mit einem Ausdruck von Todesangst, die fast an Verzweiflung grenzte, zu.

„Was ist Ihnen?" fragte Martha in gütigem Ton, „Sie werden sich kränker machen. Was kann ich für Sie thun?"

Die Kranke streckte ihre abgezehrte Hand aus und umschloß die zarten Finger der Gräfin; dann hielt sie dieselben gegen das Licht und betrachtete die kostbaren Ringe, die daran glänzten.

(Fortsetzung folgt.)

Am Grabesrand.

Erzählung von Karl Zastrow. (Nachdruck verb.)

Auf der schmalen Bergstraße, welche vom Bad Ragaz an schwindelnden Abhängen vorüber nach dem wildromantischen Kurort Pfäfers führt, schritt langsam ein Paar, das auf jeden den Eindruck machte, als sei es für einander geschaffen. Er war ein hochgewachsener Mann mit einem ernsten, von einem blonden Vollbart beschatteten Gesicht, sie eine schlanke Brünette, mit sanften Rehaugen.

Die Unterredung war eine sehr ernste. — Nur hin und wieder blieben sie stehen, um einen Blick auf die schroffen Felsen zu werfen, die ihre scharfen Spitzen in den klaren Aether streckten.

Der junge Mann sprach lebhaft und eindringlich, während seine Begleiterin ihm mit demütig gesenktem Haupte zuhörte und nur manchmal die schönen Augen mit einem flehenden oder beschwörenden Ausdruck zu ihm erhob.

Jahrelang waren sie, die für einander Bestimmten, getrennt gewesen. Das Schicksal hatte es so gewollt.

Nun hatte der Zufall hier in der großartig schönen Alpenwelt sie wieder zusammengeführt.

Beim ersten Erblicken hatten sie die Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich liebten, wie ehedem.

Und dennoch war das Wiedersehen kein freudiges.

„Du solltest nicht zu streng richten, Erwin," sagte die junge Frau, als er in seiner Strafpredigt endlich eine Pause eintreten ließ, „solltest den furchtbaren Druck der Verhältnisse berücksichtigen, unter dem zu handeln ich gezwungen war."

„Es gab nichts, was Dich zwingen konnte, einem Mann, den Du nicht liebtest, zum Altar zu folgen," versetzte er kekerlich, „zumal mit der Liebe zu mir im Herzen. Du hast eine Schuld auf Dich geladen, Klarissa, die durch Deine Leiden an der Seite des ungeliebten Mannes nicht gesühnt wurden."

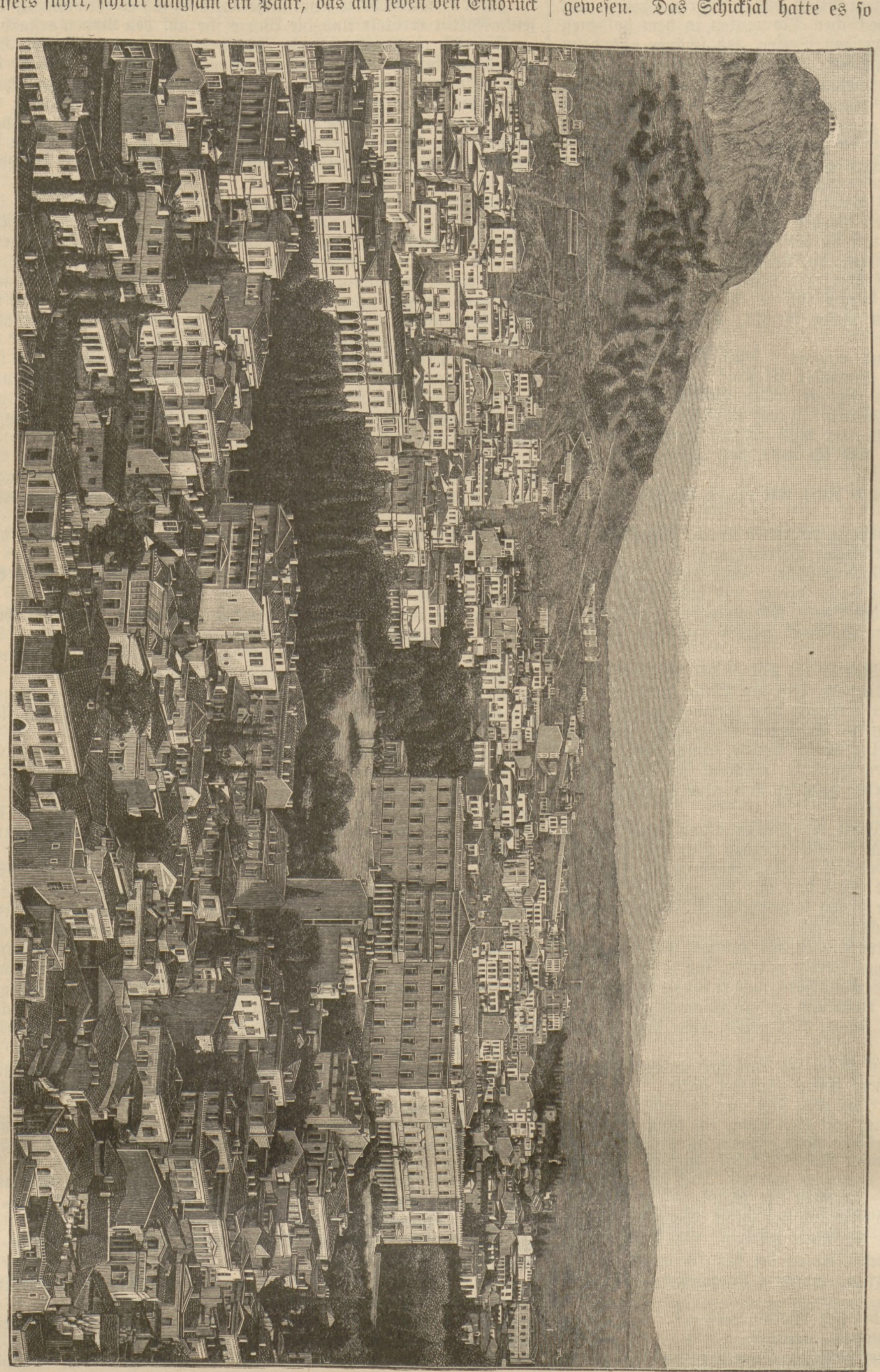
„Meine Pflichten habe ich treu und gewissenhaft erfüllt, Erwin!" klang es schluchzend von ihren Lippen. „Ich habe jeden seiner Wünsche respektiert. Und auch während seiner langen Krankheit habe ich ihn so treu gepflegt. Er hat es anerkannt, denn seine letzten Worte waren: „Klarissa, ich danke Dir! Du warst eine gute Frau."

Er zuckte mit überaus strengem Blicke die Schultern. Dann ließ er seine Augen über die schauerlich schöne Felsenschlucht schweifen, durch welche die wildschäumende Tamina bricht, um im donnernden Sturz dem Vater Rhein zuzueilen.

„Wie schön, wie schauerlich-schön es hier ist," sagte er, „stören wir den heiligen Frieden dieses Gottestempels nicht durch unsere nichtigen Gefühlsausbrüche!"

„Nein, ich bin anderer Ansicht, Erwin! Gerade die Schönheit und Erhabenheit der Natur befreit uns von dem Druck beängstigender Gefühle. Sie macht unser Auge klar, läßt uns einen erhabenen Standpunkt gewinnen, von welchem wir mit einer gewissen Ruhe und Milde auf das blicken, was menschlich in uns ist. Niemals ist es mir klarer gewesen, als jetzt, daß ich recht gethan, als ich Herrn von Glabenz meine Hand reichte und dadurch unser Haus vor dem Zusammenbruch, meinen Vater vor Schande und Verzweiflung bewahrte."

Sie hatten sich auf eine Bank niedergelassen, die in einer von der Natur gebildeten Felsnische stand.



Ansicht von Athen mit dem königlichen Residenzschloß. (Mit Text.)

Seine Augen blickten noch immer ernst und nachdenklich, seine Lippen blieben geschlossen, wie in ohnmächtiger Auflehnung gegen ein tiefes Weh.

getroffen. Dann meine armen Geschwister, die hilflos, bittend zu mir aufblickten — die Mutter hatten wir früh verloren — die vielleicht gestorben und verdorben wären? Mein Bruder Leopold,



Beim Kruzifix. Von E. A. Fischer-Cörtin. (Mit Text.)

„Und wäre das richtig gewesen, wenn ich Dich geheiratet hätte, Erwin? Belastet mit dem Fluch des durch mich in den Tod gejagten Vaters? Denn der Vater hätte den Bankerott nicht überlebt. Ich kannte die Vorkehrungen, welche er in dieser Richtung ein begabter Jurist, der seine Studien hätte unterbrechen müssen? Bedenke das alles, Erwin, und urteile dann, ob das Unglück nicht ein steter Gast in unserem Heim gewesen wäre."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein!“ klang es entschieden. „Du hättest nur recht gethan, wenn Du Herrn von Glabenz' Antrag zurückgewiesen hättest. Als ein alter, mürrischer, kränklicher Mann war er Dir, die mit jeder Faser ihres Herzens an mir hing, im Grunde Deiner Seele zuwider. Du durftest nicht mit einer Lüge vor den Altar treten. Wir müssen stets und überall das Rechte thun. Entsprechen die Folgen dann nicht unseren Wünschen, sind sie im Gegenteil unheilvoll — wir tragen keine Verantwortung und unser Herz schlägt frei und leicht. Es ist übrigens durch nichts erwiesen, daß die Folgen Deiner Weigerung verhängnisvoll hätten sein können. Deinem Vater boten sich wohl noch andere Hilfsquellen, wenn Herr Glabenz nicht ritterlich genug dachte, um ihm in jedem Fall beizuspringen. Für Deinen Bruder hätte sich ein Stipendium gefunden, und auch Deine übrigen Geschwister wären sicher nicht umgekommen. Gott verläßt niemand.“

„Alle unsere Hilfsquellen waren erschöpft, Erwin!“ sagte sie mit entschiedenem Kopfschütteln. „Keine Wahl gab es. Entweder Schande, Verzweiflung und Tod, oder die Annahme von Herrn Glabenz' Hand. Meine Lüge war eine Notlüge, Erwin. Darum ist sie verzeihlich.“

„Du bist im Irrtum!“ protestierte er. „Das Schicksal hat einen anderen Urteilsspruch gethan. Also vernimm: Deiner Notlüge bedurfte es nicht. Wenige Wochen nach Deiner Vermählung gelangte ich durch Erbschaft in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, und einige Monate darauf hatte ich meine Anstellung im Staatsdienst.“

Ihr rascher, trauriger Aufblick, ihr schwermütiges Achselzucken sagte: „Ja, wenn ich das gewußt hätte, Erwin!“

„Höre weiter!“ fuhr er unbarmherzig fort. „Daß meine Liebe mit meinem Leben verwachsen war, daß ich niemals einem anderen Weibe dieser Erde eine tiefere Beachtung schenken würde, wußtest Du. Und diese Ueberzeugung machte Dich so stark, gab Dir den Mut, zu wagen, wo schwächere Frauennaturen immer noch geschwankt hätten. Nie hast Du den schuldigen Gedanken laut werden lassen, aber nichts destoweniger lebte er tief auf dem Grunde Deiner Seele: Herr von Glabenz ist alt und seit Jahren leidend. Nach menschlicher Voraussicht hat er nur noch wenige Jahre zu leben. Dann bin ich frei und —“

„Höre auf, mich zu martern, Erwin! Bedenke doch nur, ich war ein blutjunges Ding von kaum siebzehn Jahren. Ich will nicht leugnen, daß mein Denken auf solche Nebenwege abschweifte. Frau von Saarberg, meine um Jahre ältere Freundin, hatte sich zuweilen in dieser Richtung gegen mich ausgesprochen. Aber die Haupttriebfeder blieb doch meine Liebe zu Dir und die Notlage der Meinigen. O, Erwin! Wie kann man so grausam streng, so qualvoll gewissenhaft sein?“

„Das Leben ist eine Pflicht, die wir üben müssen!“ erwiderte er. „Die wenigen Blumen, die es bietet, entspringen einzig und allein aus unserem Seelenfrieden, der uns niemals fehlen wird, wenn wir thun, was recht, und unterlassen, was unrecht ist. Es liegt nicht in meiner Absicht, Dir wehe zu thun, Klarissa. Aber als Dein Führer mußte ich Dich darauf hinweisen, daß unser Bund im Banne der Schuld steht, daß wir unser Glück auf einem Grabe erbauen, damit Du nicht unvorbereitet bist, wenn uns das Unglück heimsucht, der Fluch aller Schuld.“

„Schwarzseherischer Mensch! Kannst Du nichts anderes, als Unglück prophezeien? Du bist eine schwerlebige Natur, lieber Erwin. Ich glaube, das sind sie alle, die Juristen. Du wühlst förmlich, um die dunklen Punkte in einer Menschenseele bloßzustellen. Du quälst Dich mit anstrengenden Studien ab, um die Schattenseiten jeder reinen Freude festzustellen, in Blumenkelchen den Gifttropfen zu finden.“

„Genug,“ lächelte er, „nun ist die Sache erledigt. Was an mir liegt, so werde ich vermeiden, wieder darauf zurückzukommen. Indem ich Dir meine Ansicht und meine Befürchtungen mitteilte, erfüllte ich meine Pflicht, und kann nun ruhig alles weitere an mich herantreten lassen.“

Sie schritten den Bergpfad hinunter und erreichten Ragaz bald nach Sonnenuntergang.

Sie wurden von dem ihnen bekannten Teile des Kurpersonals mit Jubel empfangen.

Das schöne, vornehme Paar hatte längst das allgemeine Interesse erregt und man erging sich in Vermutungen, ob die beiden erst hier miteinander bekannt geworden seien, oder längst im stillen ein Bündnis geschlossen hätten.

Obwohl Klarissa schon anderthalb Jahre Witwe war, wollten die Liebenden ihre Verlobung doch noch eine Zeitlang geheim halten.

Diese mimosenhafte Scheu lag in beider Naturell.

Sie wußten, daß Fama niemals geschwätziger ist, als wenn es gilt, über Verlöbnisse und Eheschließungen Gericht zu halten.

Die Saison ging zu Ende.

Erwins Urlaub war vor einigen Tagen abgelaufen, und er war bereits im Amte thätig, als Klarissa noch immer in den Thermen von Ragaz der Befestigung ihrer Gesundheit lebte.

Waren doch die vielfachen Aufregungen und Gemütserschütterungen, die in ihr junges Dasein eingegriffen hatten, nicht ohne nachteiligen Einfluß auf ihre körperliche Entwickelung geblieben und Erwin selbst hatte darauf bestanden, daß sie den ihr so wohlthuenden Aufenthalt in dem reizenden Alpenstädtchen an der wilden Tamina so lange als möglich ausdehne.

Erst mit Beginn des Oktober wollte die junge Frau in ihre reizend gelegene Villa in Tegel bei Berlin zurückkehren und dort den Herbst verleben.

Um Weihnachten herum sollte die Vereinigung mit dem Geliebten stattfinden, dem sie alsdann in die Großstadt folgen würde.

Während der Winterszeit in Soireen, Konzerten und auf Bällen an seiner Seite zu glänzen — wie reizend malte sie sich das alles in ihrer idyllischen Einsamkeit aus.

Auch Erwin von Massow trug sich mit köstlichen Zukunftsbildern. Die trüben Ahnungen, welche noch vor kurzem sein Glücksgefühl niedergehalten hatten, schwanden allmählich vor dem Sonnenblick der Liebe, die rein und tief aus Klarissas Wesen strahlte.

Mochte es kommen, wie es wollte.

An der Seite einer solchen Gattin trug sich das Schwerste leicht.

In dieser Gemütslage konnte ihm der Besuch seines künftigen Schwagers Leopold nur erwünscht kommen.

Der junge Rechtsgelehrte war zum Berliner Landgericht versetzt worden, und hatte diese Veränderung, die ihm den Verkehr mit seinen Verwandten ermöglichte, mit großer Freude begrüßt.

Beide Männer verlebten die Abende gemeinschaftlich.

Bei gleicher Begabung und gleichem Interesse für ihren Beruf war dieser Verkehr ein höchst anregender und genußreicher.

Auch an der Mittagstafel des Hotels, in welchem Massow speiste, nahm Klarissas Bruder teil.

Sie war zumeist von den im Hotel wohnenden Fremden besetzt, aber auch reiche Berliner Privatiers, Offiziere, Künstler und Assessoren nahmen daran teil.

Mit den meisten der Tischgenossen war Erwin im Laufe der Zeit befreundet geworden, und war dies die Ursache, weshalb der eine anregende Unterhaltung liebende junge Mann seinen Mittagstisch seit dem ersten Betreten der Großstadt nicht gewechselt hatte.

An einem milden, klaren Oktobernachmittag hatte Erwin nach beendeter Mahlzeit sich eben seine Cigarre angezündet und sich behaglich in den Sessel zurückgelehnt, während der Kellner die gewohnte Tasse Mokka vor ihn hingestellt hatte.

Er wartete mit stillem Lächeln auf die Mitteilungen Leopolds, die dieser gewöhnlich aus einer Zeitung zu entnehmen pflegte.

Auch jetzt studierte der junge Mann eifrig die berühmte Voß'sche.

Er war so vertieft, daß er den Namen „Frau von Glabenz“ überhörte, der an der zweiten, unmittelbar hinter der ersten plazierten Mittagstafel genannt wurde. Umsomehr wurde Erwin aufmerksam.

„Damit wäre also für Sie jede Hoffnung begraben, Herr von Glabenz?“ klang eine näselnde, etwas ironisch angehauchte Lieutenantsstimme. „Hahaha! Wenn ich an die brillanten Aussichten denke, die Sie als einziger Neffe und Universalerbe Ihres steinreichen Oheims hatten — und jetzt, Rauch, nichts als Rauch! Nicht wahr, 's ist zum Todschießen?“

„Meine Anwartschaft auf das schöne Erbe verlor ich bereits in dem Augenblick, als Dame Klarissa sich mit ihrer Jugend und Schönheit dem alten Narren verkaufte. Ich habe es an Ermahnungen und Warnungen nicht fehlen lassen, aber er war nicht zu retten. Der Thor liebte eben, liebte wohl zum erstenmal ernsthaft in seinem Leben, mit fünfundsechzig Jahren. Gegen derartige Thorheiten kämpfen Götter vergebens, das wissen Sie. Wenige Monate nach seinem Tode habe ich dann einige Versuche riskiert, mich der schönen Witwe zu nähern. Vergebliches Mühen! Ein Eisblock kann nicht kälter sein! Natürlich! Sie liebte den armen Schlucker, den Massow, mit dem sie im geheimen verlobt war und den sie auch heimlich unterstützt haben soll.“

„Pst!“ mahnte der Lieutenant mit einem halb vorwurfsvollen, halb erschreckten Blick und einer bezeichnenden Wendung des Kopfes.

Allein die Warnung kam zu spät.

Ein schwerer Schlag fiel auf die Schulter des Lästerers, welcher, sofort sich umwendend, aufsprang und in ein geisterbleiches Antlitz blickte, in welchem die Augen wie glühende Kohlen funkelten.

Gleichzeitig schob sich eine Visitenkarte heftig in seine Hand.

„Erwin von Massow, der Verlobte der Frau von Glabenz, mein Herr! Es genügt dies hoffentlich, um Sie zur Zurücknahme Ihrer vorigen Behauptungen, beziehungsweise zu der Erklärung zu veranlassen, daß Sie sich im Irrtum befanden, als Sie diese Verleumdungen nachsprachen.“

„Ich denke gar nicht daran, etwas zurückzunehmen, was ich bei klarem Verstande gesagt habe. Sie geben ja selbst zu, daß Sie der Verlobte der Witwe von Glabenz sind. Immerhin finden damit die Verleumdungen, wie Sie es zu nennen belieben, gewissermaßen eine Erklärung.“

„Also Blut?“

„Alles, was Sie wollen. Haben Sie nur die Güte, Zeit, Ort und Waffen zu bestimmen!“

„Ach! Erlauben Sie, meine Herren,“ mischte sich der Lieutenant ein, „ich glaube, wir erledigen die Angelegenheit am besten in einem besonderen Zimmer. Befürchte, unsere heutige zerfahrene Realkompagnie hat für dergleichen ideale Ehrenausgleichungen nicht das richtige Verständnis. Unliebsame Einmengungen vermeiden. Nun, Sie haben wohl die Güte! Wissen wohl schon, um was es sich handelt. Auch von der Partei, junger Herr?“

Diese Frage war an Leopold gerichtet, welcher neben den Freund getreten war und sich jetzt mit einer Verbeugung und den Worten vorstellte: „Selbstverständlich, als Sekundant meines zukünftigen Schwagers! — Leopold von Grotthausen! — Verständnis vorhanden!“

Auch der junge Offizier verneigte sich und nannte seinen Namen mit dem Hinzufügen, daß er Herrn von Glabenz vertreten werde.

Die Gesellschaft begab sich in ein Nebenzimmer, wo man alles Erforderliche feststellte, während die Gäste kopfschüttelnd den Vorfall besprachen. (Schluß folgt.)

Eine Kriegsheldin.

Nachdem unter der Regierung Philipps VI. aus dem Hause Valois der Krieg in der Bretagne zwischen dem Grafen von Montfort und Karl von Blois ausgebrochen war, unterstützte der König von England den Grafen von Montfort mit Hilfstruppen, während der König von Frankreich den Herzog der Normandie abschickte, die Sache seines Neffen zu verteidigen. Bald wurde in dieser blutigen Fehde der Graf von Montfort gefangen genommen. Er mußte infolgedessen seiner Gattin den Oberbefehl über seine Truppen überlassen, die entschlossen war, den Gemahl zu rächen. Die Gräfin zog sich nach Hennebon, einer kleinen Stadt in der Bretagne, zurück. Karl von Blois belagerte diesen Platz, fest überzeugt, daß, wenn es ihm gelänge, ihn einzunehmen, der Krieg ein Ende nehmen würde. Allein die Gräfin schlug alle Angriffe zurück. Die tapfere Dame hatte selbst ihre Frauen und Dienerinnen an Unerschrockenheit gewöhnt, so daß diese nicht nur die Verwundeten verbanden, sondern auch Nahrungsmittel und Erfrischungen den kämpfenden Männern auf die Ringmauer brachten. Mit der Tapferkeit eines Kriegers verband die Heldin den Blick eines Feldherrn. Eines Tages, während die Belagerer stürmten, bemerkten sie, daß ein Teil der Bewachung des feindlichen Lagers seinen Posten verlassen hatte, sei es aus Neugierde, oder hatten sich die Leute den Stürmenden angeschlossen. Sofort stellte die Gräfin sich an die Spitze von dreihundert Reitern und verließ die Feste durch ein dem Angriffspunkte gegenüberliegendes Thor, warf sich auf das Lager und zündete es, alles vor sich niederwerfend, an. Dadurch sahen sich die gegnerischen Truppen gezwungen, den Sturm aufzuheben und zurückzukehren. Als die Gräfin jedoch nach diesem errungenen Vorteil in die Feste zurückkehren will, sieht sie sich durch ein überlegenes Corps abgeschnitten. Ohne sich aber auch nur im mindesten aus der Fassung bringen zu lassen, befahl sie ihren Reitern, sich zu zerstreuen und bestimmte eine benachbarte Stadt als Wiedervereinigungsplatz. Einige Tage später rückte sie mit ihren Reitern und anderen Bewaffneten, die sich ihr angeschlossen, gegen die feindlichen Laufgräben, drang durch und gelangte glücklich nach Hennebon. Die Verstärkung, welche sie mitbrachte, vor allem aber ihre eigene Anwesenheit beseelte die Belagerten mit frischem Mut, entflammte aber gleichzeitig die Wut des Feindes, der seine Angriffe verdoppelte und mit mächtigen Wurfmaschinen die Mauern erschütterte. Die Besatzung fürchtete zuletzt, „sie würde zusammenstürzen; schon erweiterten sich die Sturmlücken und die Verteidiger wurden zaghaft. Sie verlangten, über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln. Vergebens bemühte sich die Gräfin, die Verzagten zu überzeugen, daß die von ihr erwartete Hilfe kommen müsse. Die Mannschaft schwankte und war, da die Bedingungen günstig, zur Uebergabe geneigt. Da, in der größten Gefahr, erblickte die Gräfin Johanna, als sie eben in ihrer großen Ungeduld den höchsten Turm der Feste bestiegen, in der Ferne die Entsatz bringenden Schiffe! Sie eilt hinab und ruft: „Die Hilfe, sie kommt; Kinder, wir sind gerettet!“ Man öffnet das Hafenthor, empfängt die Engländer, macht mit ihnen vereint einen Ausfall, und zwingt den Feind sich zurückzuziehen. Alles das Werk einer heldenmütigen Frau. E. K.

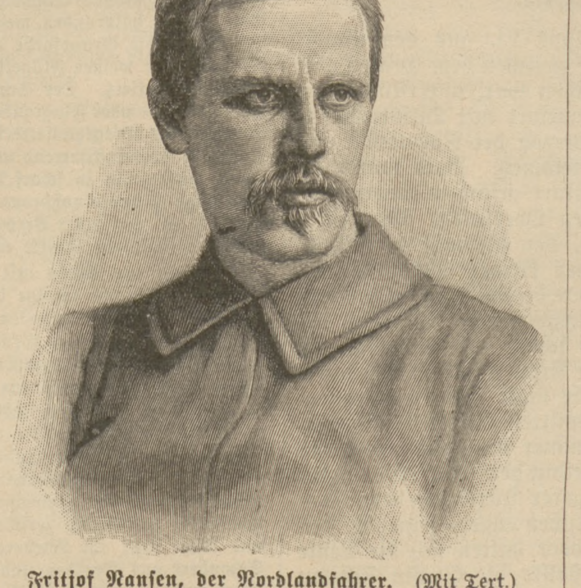


Verschiedene Taubenarten: Schwarzschwänziges ägyptisches Mövchen. Satinette. Bluette. Kurzschnäbeliger Wiener Tümmler. Das Taubengeschlecht findet in der Gruppe der Mövchen eine Anzahl der niedlichsten Repräsentanten, die über ganz Europa, Afrika und Kleinasien verbreitet sind. Schon seit Alters her erfreuen sich die Mövchen von Seiten der Taubenliebhaber einer aufmerksamen und fleißigen Züchtung. Die charakteristischen Merkmale sind: kurzer, dicker Schnabel, runder Schädel, großes, volles Auge und ein vom Kinn bis zur Brust herablaufender Kehlsack („Wamme“), dessen faltige Beschaffenheit die Krause („Jabot“) bildet. Die Mövchen sind meist von gedrungenem, muskulösem Bau, kurzer, jedoch nicht plumper Figur und zierlicher Haltung; in ihren Bewegungen graziös und lebhaft, dabei zutraulich und gut fliegend. Das schwarzschwänzige, ägyptische Mövchen, welches zu Ende der fünfziger Jahre von Tunis nach England importiert wurde und in den letzteren Jahren auch vielfach von Afrika nach Deutschland kam, ist wohl das beliebteste und deshalb aller Orten gezüchtete Mövchen. Die Importierten sind äußerst zart und leiden unter dem schroffen Klimawechsel ganz erheblich. Die hier gezüchteten indeß sind härter und ausdauernder; sie züchten und vermehren sich gut, sind jedoch als Aetzer nicht von besonderem Wert. Ihr Flug ist leicht, rasch und hoch; auch sind sie zutraulichen Charakters und werden leicht zahm. Die Satinette ist eine der am feinsten und schönsten gezeichneten morgenländischen Tauben, deren Heimat Kleinasien — Smyrna und Umgegend — ist und die vor etwa fünfundzwanzig Jahren von dort zuerst nach England und später auch nach dem Kontinent gelangte. Ihre Eigenschaften dürften sich von denen des ägyptischen Mövchens wenig unterscheiden und auch in der Körperform stimmt sie mit diesem überein. Die Farbe der Satinette ist weiß, mit Ausnahme der Flügeldecken und des Schwanzes. Die Grundfarbe ist lichtnelkenbraun, weißschattiert und jede Feder mit schwarzer Pfeilzeichnung, auch schwarzgesäumt, die Flügelschwingen reinweiß; jede Feder des schwarzen Schwanzes zeigt am Ende einen halbrunden weißen Fleck; der Bürzel ist hellblaugrau. Bei der Bluette ist die Grundfarbe weiß mit hellblauen Flügeldecken und dreifarbigen Binden. Die weißen Flügelbinden sind schwarz gesäumt und über dem Saum rostgelb schattiert. Der Schwanz ist blau mit weißen Endflecken. Man teilt die Tümmler- oder Flugtauben in lang- und kurzschnäblige ein. Der rotgelb-, schwarz- und blaugeganselte Wiener Tümmler ist in Figur mit dem einfarbigen Tümmler übereinstimmend und nur in der Farbenzeichnung (siehe Bild) abweichend; diese sticht in scharf begrenzten Linien von der weißen Grundfarbe ab. Das Auge ist dunkelnußbraun und der Schnabel hellfleischfarben. Diese Taubengattung soll aus einer Vermischung mit der Berbertaube stammen, wenigstens deuten verschiedene Punkte mit ziemlicher Sicherheit darauf hin. K. St.

Ansicht von Athen mit dem königlichen Residenzschloß. Das neue Griechenland wird oft infolge des unberechtigten Vergleiches zwischen dem, was Hellas im Altertum gewesen und dem, was das freie Griechenland heute ist, vielfach von unrichtigen Gesichtspunkten aus beurteilt. Staat und Hauptstadt haben sich seit dem Neujahrsfeste 1835, an welchem Tage der Einzug König Ottos in seine neue Residenz erfolgte, mächtig entfaltet und die Griechen stehen — man kann dies ohne Uebertreibung sagen — heute in jeder Beziehung an der Spitze der Balkanvölker und im engsten Verkehre mit dem mächtigen deutschen Reiche. Die Hauptstadt des Landes zählt heute 100,000 Einwohner und trägt ein vollständig europäisches Gepräge. In den bekannten griechischen Freiheitskriegen in den zwanziger Jahren d. Jahrhunderts war die Stadt von den Türken so vollständig zerstört worden, daß sie bis auf wenige Häuser in Schutt und Asche lag; ihr Wiederaufbau erfolgte nach einem Plane der Baumeister Schaubert aus Dresden und Kleanthes aus Athen, einem Schüler Schinkels, indeß mußte der Plan, weil auf eine zu geringe Einwohnerzahl berechnet, unter der Regierung des Bayernprinzen Otto, Königs von Griechenland, umgearbeitet und erweitert werden. Der Baumeister Geheimrat von Klenze in München übernahm diese Umgestaltung, und ist er somit fachmännisch der eigentliche technische Wiedererbauer der Stadt. Man hielt sich bei der Errichtung derselben so weit als irgend möglich an den historisch berühmten Schauplatz des alten Athens, und da von der Stadt fast nichts als Trümmer übrig geblieben, so konnte man sich bei dem Wiederbau fast ganz ungehindert von der zerstörten Stadt bewegen. Die beiden Hauptstraßen sind die Hermes- und die Aeolus-Straße, welche die Stadt in vier ziemlich gleich große Viertel teilen; die baulich schönste Straße jedoch ist die Stadionstraße. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind: das neue königliche Schloß (nach den Plänen des deutschen Architekten Gärtner in den Jahren 1834 bis 1837 erbaut), das Münzgebäude, die Universität (von Theophil v. Hansen erbaut), die Sternwarte, das Haus der Volksvertretung, die Kunstakademie und andere. Athen besitzt außerdem mehrere reichhaltige Museen und wissenschaftliche Sammlungen, zahlreiche Schulen auch höherer Gattung. — Fremdartig erscheint hier der Zusammenfluß der verschiedensten Nationen aller Welt, das Durcheinanderschwirren der Sprachen aller Länder, zwei Erscheinungen, die im heutigen Athen so scharf ausgeprägt hervortreten, wie kaum in irgend einer anderen Stadt, selbst London oder Paris nicht ausgenommen. Die Industrie Athens ist geringfügig, am regsamsten noch auf den Gebieten der Seifensiederei, der Fabrikation feiner Ledersorten und der Weberei von Stoffen. Für den Exporthandel sind Wein, Seide, Wolle, Honig, Wachs und alle Südfrüchte die Hauptartikel, doch ist der Handel gleichfalls ein nicht bedeutender; reger als der Exporthandel geht der Import vor sich, in allen Fabrikaten europäischer Industrie, besonders aber in jener Art von Luxusartikeln europäischer Fabrikation, die dort stets gesucht und mit Freuden aufgenommen werden. K. St.

Beim Kruzifix. Unsere Gebirgsbewohner, vor allen die Aelpler, haben sich einen tiefen, religiösen Sinn bewahrt. Ganz anders, viel großartiger, äußern sich bei ihnen die Naturerscheinungen, als am flachen Lande, und wie gewaltig, wie riesengroß, läßt sich bei ihnen die Stimme des Schöpfers vernehmen. Man denke nur an ein Gewitter im Gebirge, an die Schrecken der Lawinen und an die fürchterlichen Stürme und Hochwasser, die in wenigen Augenblicken alles vernichten. Ja, die Allmacht spricht dorten eine ganz andere Sprache. Und das ist wohl die Hauptursache, weshalb die Bewohner der Alpen frommer und gottesfürchtiger sind, als die Bewohner der anderen Länder. An Straßen und Wegen finden wir zahlreiche Kreuze oder sogenannte „Marterln“, deren Inschrift uns oft in urwüchsigen Worten verkündet, daß sich hier vor so und so viel Jahren ein Unglücksfall oder eine wunderbare Rettung ereignet hat. An solchen Stellen rastet gewöhnlich der fromme Sohn der Berge, zieht seinen Rosenkranz hervor und verrichtet seine Andacht. Unser Bild stellt einen Bauernburschen aus dem Passeyerthal dar, der vom „Holzmachen“ kommend, mit seinem Schubkarren nach Hause fährt und beim Kruzifix seine Andacht verrichtet. K. St.

Fritjof Nansen, der Nordlandfahrer. Ein hellstrahlender Glücksstern schien in den letzten Wochen dem Menschengeschlecht zu leuchten bei seinem heißen Bemühen, der Natur ihre sorgsam gehüteten Geheimnisse abzuringen. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen, der farbigen Photographie hatte Fachleute und Laien aufs höchste interessiert, da kam plötzlich aus den Eisfeldern Sibiriens die Kunde, die alle Welt in freudiges Staunen versetzte: daß es dem kühnen Norweger Nansen gelungen wäre, das Ziel, für das schon so viele Tapfere ihr Leben gelassen, zu erreichen: der Nordpol wäre den Sterblichen nicht mehr unbekannt. Leider ist die Nachricht noch heute ohne Bestätigung, Nansen selbst ist noch fern von jedem Kulturland, aber daß er Botschaft vorausgesandt haben kann von seinem großen Erfolge, das wagt niemand ernstlich zu bestreiten. — Ist die Meldung richtig, so hat der tapfere Mann in jungen Jahren Höchstes erreicht. Nansen steht heute in der Blüte seiner Kraft. Er ist am 10. Oktober 1861 in der Nähe von Christiania geboren. Nachdem er in den Jahren 1880 und 1881 seine Universitätsstudien erledigt hatte, machte er im Sommer 1882 auf dem Seehundsfänger Viking seine erste Reise ins Eismeer. Dann übernahm er das Amt des Konservators am zoologischen Museum in Bergen. Aber es duldete den Thatenlustigen nicht bei seiner stillen bürgerlichen Beschäftigung. Er faßte den Plan, zu vollbringen, was noch niemand vor ihm gelang. So zog er im Mai 1888 mit fünf Gefährten aus, Grönland zu durchqueren. Nach mancherlei Irrfahrten an der durch das Eis versperrten Ostküste begann am 15. August vom Gyldenlövefjord aus die Wanderung mit fünf Schlitten, und am 16. September erreichte sie bei Godthaab an der Westküste ihr Ende. Wohlbehalten hatte man die 490 Kilometer zurückgelegt, dabei Höhen von 3000 Meter überstiegen und Temperaturen von — 50 Grad Celsius beobachtet. Mit einem Schlage stand Nansen in der ersten Reihe der Nordlandfahrer. So wunderte sich niemand, als er einige Jahre später mit einem ganz neuen Plane, an den Nordpol zu gelangen, hervortrat. Er wollte sich von Neusibirien aus nördlich wenden, um den großen Eisstrom zu erreichen, der nach seiner Meinung von dort über den Pol hinweg nach der Ostküste Grönlands treibt. Von diesem wollte er sich einschließen und mitführen lassen, die Naturkräfte klüglich benützend, statt gegen sie anzukämpfen. — Am 24. Juni verließ er auf dem zu diesem Zweck eigens gebauten Schiff „Fram“ Christiania in Begleitung von vierzehn Gefährten und mit einer auf fünf Jahre berechneten Ausrüstung an Nahrungsmitteln. Bis Chabarowa an der Jugor'schen Straße, der letzten europäischen Station, wo Nansen eine Anzahl für die Expedition notwendiger Hunde an Bord nahm, begleitete ihn sein Sekretär Christofersen. Dieser sah ihn am 3. August 1893 in das karische Meer hinaussegeln, am 20. hat man ihn dort noch erblickt, und seitdem ist keinerlei Nachricht über den weiteren Verlauf und das Schicksal der Expedition nach Europa gelangt. Im August 1893 waren nach den Aussagen von Robbenfängern die Eisverhältnisse Nansens Vorhaben sehr günstig. Was ihm dann weiter zugestoßen ist, kann man allerdings nur vermuten. Wie ein genauer Kenner seiner geheimen Pläne, Professor Dr. Nielsen-Christiania, meint, muß Nansen (vorausgesetzt, daß ihn kein Unfall betroffen, im ersten Winter 1893/94 weit nach Nordosten in die Gegend östlich von Franz Josefsland und nördlich von Kap Tscheljuskin gekommen sein und dort sein erstes Winterquartier aufgeschlagen haben. Vielleicht ist er damals schon bis zum Samnikowland vorgedrungen. Dort aber müssen die eigentlichen Schwierigkeiten der Expedition ihren Anfang genommen haben. Traf sie auf neue, große Länder, dann konnte das Schiff dadurch lange aufgehalten werden, fand sie aber freie See, dann konnte sie den Polarstrom erreichen und sich mit dem Eise nach dem Nordpol hin treiben lassen. Hier hing die Bedingung des Gelingens von der Beschaffenheit des Eises ab. Fand die „Fram“ das sog. „große Eis“ in Bewegung, dann lief sie die größte Gefahr, da zwischen den ungeheuren Wänden der treibenden Eismassen selbst das stärkste Schiff zerdrückt wird. Traf aber die Expedition das „kleine Eis“, dann kann die „Fram“ zwischen den kleinen Eisschollen einfrieren und mit ihnen erhoben und weiter getragen werden. Daß Nansen schon jetzt zurückzuerwarten sei, hat er selbst nicht in Aussicht gestellt, vielmehr die Dauer seiner Expedition auf vier bis fünf Jahre bemessen. Allein es ist wohl denkbar, daß er die Fahrt zum Nordpol in kürzerer Zeit zurückgelegt hat, als er selbst in Aussicht nahm, und die wissenschaftliche Erforschung der Polargegenden aus irgend welchen Gründen abgekürzt hat. Andererseits ist es auch möglich, daß er auf Hindernisse gestoßen ist und ein großes, weitausgedehntes Land angetroffen hat, das er nicht umschiffen konnte und das ihn zur Rückkehr zwang. Wer weiß es?! Jedenfalls aber wünscht alle Welt dem unermüdlichen Forscher den schönsten Lohn für seinen stolzen Wagemut.



Fritjof Nansen, der Nordlandfahrer. (Mit Text.)



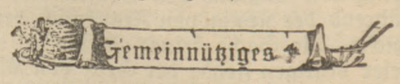
Zutreffende Redensart. Jemand hatte in ein Fremdenbuch geschrieben: „Ich liebe bei allen Sachen den Kern.“ — Ein anderer schrieb darunter: „Mit dir ist gut Kirschen essen.“

Vorgegriffen. Kanzleivorstand (zum Schreiber, der etwas schlecht gemacht hat): „Sie sind der größte Esel dieses Jahrhunderts!“ — Schreiber: „Entschuldigen! Das Jahrhundert ist doch noch nicht zu Ende!“

Kurz und treffend. Der Vezier Malack bekam den griechischen Kaiser gefangen und fragte ihn: „Was für eine Begegnung erwartet der Kaiser von seinem Ueberwinder?“ — Und sofort antwortete der Kaiser: „Wenn Du als König Krieg führst, so schicke mich wieder zurück; führst Du ihn als Kaufmann, so verkaufe mich, führst Du ihn aber als Fleischer, so bringe mich um!“ — Der Türke sandte ihn ohne Lösegeld zurück. E. K.

Ein fatales Mißverständnis. Als einst der berühmte Schauspieler Hendrichs in Dresden gastierte, wurde ein Stück gegeben, das in Griechenland spielte und in welchem eine Anzahl Statisten als Griechen aufzutreten hatten. Der Regisseur, welcher ein Sachse war, wie die Statisten, stand hinter den Coulissen, um genau zu beobachten, wann der Moment eingetreten sei, in welchem das griechische Kriegerkorps auf die Bühne treten müsse. — Endlich giebt er ihnen einen Wink und ruft ihnen im sächsischen Dialekt zu: „Jetzt alle heraus — kriechen!“ (Griechen). Und man sieht plötzlich mindestens ein Dutzend Statisten auf Händen und Füßen auf der Bühne angekrochen kommen. Das Publikum brach in stürmisches, nicht enden wollendes Lachen aus und Hendrichs, der große Heldendarsteller, welcher sich ebenfalls gerade auf der Bühne befand, hatte die größte Mühe, ein lautes Auflachen seinerseits zu unterdrücken. R.

Kleine Denkwürdigkeiten deutscher Fürsten. „Wer ist ein starkmütiger Mann?“ fragte Herzog Adolf von Cleve seinen tapfern Feldhauptmann Johann von Bruhusen. — Darauf antwortete dieser: „Wer nicht vor der Gefahr eilig, sondern in der Gefahr unerschrocken ist.“ — Bruhusen hatte den tapfern Baron von Ghemen unterworfen. Wie er Gefangenschaft ertragen würde, fragte ihn der Herzog. — „Mit ebenso ruhigem Gemüte,“ erwiderte jener, „als wenn ich Euch gefangen hätte.“ St.



Gebackene Schwarzwurzeln. Die Wurzeln werden etwa zwei Stunden in Bouillon weich gekocht, in fingerlange Stücke geschnitten, sodann in eine inzwischen gemachte dicke Sauce getaucht, hierauf paniert und in Fett gebacken. Weiße Buttersauce wird beim Essen dazu gegeben.

Das Rosten der Ackergeräte kann durch einen einfachen Ueberzug von Speck und Harz leicht vermieden werden. Man schmilzt drei Teile Speck mit einem Teile Harz zusammen und trägt die Mischung mit einer Bürste oder einem Lappen auf die Eisenteile auf.

Eine Luftballonpflanze. Der Baumschulbesitzer Herr Albert Fürst in Schmalhof, Post Vilshofen, Niederbayern, macht uns auf eine interessante, leicht zu ziehende Schlingpflanze aufmerksam, die aus Malabar eingeführt wurde und sich im letzten Sommer zu einer staunenswerten Ueppigkeit entwickelte. Es ist dies die Luftballonpflanze (Cardiospermum hirsutum). Der Samen wird frühzeitig in Töpfchen gesäet (je 3 Korn) und im Mai ins Freie oder in Töpfe verpflanzt; sie rankt bald in die Höhe, erreicht schon im Juli eine Höhe von 7—8 Meter, trägt elegant gefiedertes Laub und zahlreiche, weiße duftende Blümchen ähnlich dem Waldmeister, die von den Bienen stets umschwärmt sind. Das Interessanteste aber sind die broncefarbigen blassen Früchte, die wie schwebende Ballons die ganze Pflanze schmücken. Eine Prachtschlingpflanze für jeden Garten zur Deckung von Sommerhäusern, Söllern und kahlen Stellen; unvergleichlich zierend im Topfe vor dem Fenster. Die reizenden Fruchthülsen bleiben monatelang an der Pflanze und schmücken fast den ganzen Winter, bis die Frühlingsstürme sie verwehen. Frischen Samen dieser interessanten Pflanze liefert obige Firma zu 60 Pf. und 1 Mark die Portion, 10 andere interessante Sorten neuer Schlingpflanzen 2 Mark.

Ergänzungs-Charade.

Ich bin ein Tier und bin ein Fluß;
Doch liegt die Au an meinem Fuß,
Dann bin ich dir im Alpenland
Als schönes Städtchen wohlbekannt.

Julius Falk.

Logogriph.

Es nennt mit D ein Mägdelein,
Mit einem B schmeckt's gut und fein,
Mit F zeigt's manches Berges Spitz',
Mit H hat's in dir selbst den Sitz.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogriphs: Flensburg, Leber, Essen, Nebel, Sense, Brenner, Urne, Reuß, Guben; Flensburg; — der Charade: Schul, Kind, Schulkind.

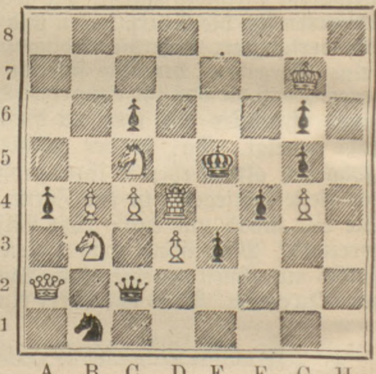
Schachlösungen:

Nr. 128. L d 3—a 6 K d 5—e 4 : D a 3—c 3 etc.
Nr. 129. S h 6—f 5 L f 6—d 4 S f 5—g 3 † etc.

Problem Nr. 130.

Von J. Berger.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.